

Die Hochschule und ihre Feinde

Den Festvortrag am Dies academicus 2003 hielt Dr. Konrad Adam, Chefkorrespondent »Die Welt«.

Sie feiern den Dies academicus, den Tag der Selbstvorstellung und Selbstbesinnung der Hochschule, und haben mich, ausgerechnet mich, als Redner dazu eingeladen. Ob das ein guter Einfall war, will ich aus Gründen der Befangenheit nicht kommentieren; die Zweifel und die Einwände liegen aber doch auf der Hand, und da sie der Präsident selbst nicht gut zur Sprache bringen kann, will ich das stellvertretend für ihn tun. Mindestens drei Vorbehalte fallen mir ein. Zunächst und vor allem: als ausgebildeter und bekennender Geisteswissenschaftler bin ich für den Auftritt an einer Technischen Hochschule nicht gut geeignet; und zwar auch dann nicht, wenn sich diese Hochschule aus Gründen der Reputation inzwischen Universität nennt. Ich tröste mich mit dem Gedanken, dass die Inter- oder Trans- oder Multidisziplinarität - welcher Begriff ist gerade dran? - an allen Plätzen, also auch in München, hoch im Kurs steht, so dass Geisteswissenschaftler wie ich an einer Technischen Lehranstalt immerhin geduldet sind.

Der zweite Einwand: Ich komme aus Berlin, aus einer Stadt also, in der es in politischen, zumal in hochschulpolitischen Dingen etwas anders zugeht als hier in Bayern. Die dortigen Universitäten - immerhin vier an der Zahl, wenn man die Fachhochschulen nicht mitzählt - haben das zu spüren bekommen und seinerzeit versucht, das Beste draus zu machen. Vor Jahren sind sie auf den Einfall gekommen, eine Verbesserung ihrer Lage ausgerechnet von derjenigen Institution zu erwarten, der sie ihr Siechtum zu verdanken haben, ich meine den Staat. Mit ihm haben sie Verträge geschlossen, die so genannten Hochschulvereinbarungen - ein großer Fehler, wie sie inzwischen selbst gemerkt haben, da die Regierung, zumindest in Berlin, nicht mehr satisfaktionsfähig ist. Ein übers andere Mal sind die Verträge gebrochen worden - nicht etwa durch die Hochschulen, sondern von der Landesregierung. Indem sie gerade das nicht brachten, was man von ihnen erhofft hatte, Verlässlichkeit und Stetigkeit und Planungssicherheit nämlich, haben die Verträge ihren Zweck verfehlt. Über dies exemplarische Debakel zu sprechen und Folgerungen daraus zu ziehen, wäre ebenso nahe liegend wie reizvoll - nur eben nicht in München, wo es Verträge dieser Art noch gar nicht gibt. Bleibt nur der Wunsch, dass Sie es, wenn die Zeit reif ist, mit einem verlässlicheren Partner zu tun bekommen als Ihre ärmeren Verwandten in Berlin.

Schließlich und endlich: Ich bin Journalist. Das verlangt von mir, anderen Göttern zu opfern als Sie, die Gemeinde der Forscher, Lehrer und Studenten. Wäre ich Luhmannianer, würde ich sagen: So wie das Subsystem der Wissenschaft sich am Leitbegriff der Wahrheit orientiert, so das des Journalismus am Begriff der Sensation. Zwar haben sich

Mitteilungen über die Wissenschaft ihren festen, mitunter sogar prominenten Platz im Medientheater erobert; aber sitzt die Wissenschaft da auch gut? Fühlt sie sich richtig verstanden, anständig bedient und ordent-

lich behandelt? Leidet sie nicht darunter, an einer Elle gemessen zu werden, die nicht die ihre ist? Beklagt sie sich nicht ständig darüber, dass sie die Ergebnisse ihrer Arbeit in dem, was Journalisten daraus machen, nicht mehr wieder erkennt?



Konrad Adam

Foto: Uli Benz

lich behandelt? Leidet sie nicht darunter, an einer Elle gemessen zu werden, die nicht die ihre ist? Beklagt sie sich nicht ständig darüber, dass sie die Ergebnisse ihrer Arbeit in dem, was Journalisten daraus machen, nicht mehr wieder erkennt?

Die Auswahl dessen, über was berichtet wird, vor allem aber auch die Art und Weise, wie in den Medien berichtet wird, folgt ja nicht den Kriterien der Wahrheit oder der Brauchbarkeit, sondern denen der Verkäuflichkeit, der Auflage und der Quote. Erst wenn es kracht und stinkt, wird der geborene Journalist hellwach. Dann spendiert er sogar, wie ein bekanntes Feuilleton, sechs ganze, teure Seiten, um sie mit dem Buchstabensalat zu füllen, den die Entzifferung des menschlichen Genoms ergeben hat. Der Erkenntniswert dieser Inszenie-

der zählt in diesem Gewerbe mehr als alles andere, mehr als Wahrhaftigkeit und Wichtigkeit und Nützlichkeit und was es sonst noch gibt im Reich der Wissenschaften und der Technik.

Immerhin, könnte ich in der Absicht, von mir und meinen Kollegen ein etwas freundlicheres Bild zu entwerfen, hier einwenden, immerhin stellen wir den Resonanzboden, den zum Klingen bringen muss, wer das große Publikum erreichen will. So etwas fordert eben seinen Preis. Wir bewachen den Engpass, den passieren muss, wer aus dem Inneren der Wissenschaft nach draußen will. Wenn wir dabei von ihm verlangen, die Welt mit unseren Augen anzusehen und sich an unseren Maßstäben zu orientieren, tun wir das keineswegs nur uns oder unserem Publikum zu Gefallen, sondern auch im

Interesse der Wissenschaft, die schließlich bei den Menschen landen will. Wir, die Medien, bilden das Medium, das alle Welt und deshalb auch die Wissenschaft benutzen und für sich gewinnen muss, wenn es ihr ernst ist mit ihrem stolz und selbstbewusst verkündeten Anspruch auf Öffentlichkeit.

So zu reden, heißt freilich auch den wunden Punkt der Sache zu markieren.

Schon der Begriff des Mediums erinnert ja an das, was der heutigen Wissenschaft abgeht. Sie wirkt nicht mehr aus sich heraus, ist schwierig, unverständlich, mitunter sogar langweilig geworden mit der Folge, dass sie wie Florian Gerster und seine Bundesanstalt für Arbeit der Vermittler bedarf, der Fachleute für Marketing und Kommunikation. Die schönen

Zeiten, in denen sich das aufgeklärte Publikum zu Füßen

Alexander von Humboldts versammelte, um den großen Mann über den Kosmos lesen zu hören; in denen die Nation aufhorchte und zuhörte, wenn Nietzsche und Wilamowitz ihre gelehrten Bosheiten austauschten; in denen die jungen Herren aus der Provinz, noch ehe sie sich in Berlin ein Zimmer gesucht hatten, zu Georg Simmel in die Vorlesung strömten, um das akademische Wundertier aus nächster Nähe zu erleben: Diese Zeiten sind vorbei. Heute gehört das Trommeln auch in der Wissenschaft zum Handwerk.

Allen routinierten Versicherungen über ihre Rolle und ihr Gewicht zum Trotz hat die Wissenschaft an öffentlicher Aufmerksamkeit und Sympathie verloren. Sie wird gebraucht, aber nicht geliebt; sie gilt als nötig, aber nicht als wichtig; man zahlt für sie, aber nicht sehr gern und meistens auch zu wenig. Welcher Politiker oder welcher Unternehmer, welcher Verbandsvertreter oder welcher Kirchenmann käme heute noch auf die Idee, die Universität als Schauplatz für die Verkündung seiner Visionen zu wählen? Winston Churchill dürfte der letzte gewesen sein, der das tat, als er im Großen Hörsaal der Universität Zürich seinen Vorschlag zur Gründung der Vereinigten Staaten von Europa vortrug. Das war kurz nach Kriegsende, vor mehr als fünfzig Jahren, zu einer Zeit

also, in der man Karl Jaspers' Definition der Universität als Sammelpunkt der hellsten Geister ihrer Zeit zitieren

den der Nutzen, der Gewinn, den die Sache einbringt oder doch verspricht. Der kostet Geld,



Foto: Faces by Frank

konnte, ohne sich spöttischen Nachfragen aussetzen.

Die Dienstleistungsuniversität von heute ist etwas anderes. Sie ist Ausbildungsstätte und Forschungslaboratorium, Dauerarbeitsplatz für die einen und Wartehalle für die anderen, aber kein Marktplatz der Gedanken und Ideen, wie Jaspers ihn im Kopf, vielleicht auch noch vor Augen hatte. Zur Universität unterhält das Publikum kein anderes Verhältnis als zu jedem Supermarkt; es vergleicht Angebot und Leistung, Aufwand mit Ertrag und trifft dann seine Entscheidung. Was interessiert, ist nicht die Erkenntnis, son-

und deshalb ist die Zahlung, die bare Zahlung zum ersten, im Falle unserer Bundesausbildungsministerin leider auch zum einzigen Kriterium geworden, an dem sich die öffentliche Wertschätzung für Forschung und Wissenschaft ablesen lässt. Da man von den Inhalten nichts mehr versteht, bleibt der Aufwand, den man treibt, um den Betrieb in Gang zu halten, als letzter Maßstab übrig. Als Gegenleistung wird erwartet, dass sich die Sache lohnt, dass sie sich rechnet in Wohlstandszahlen und Wachstumsziffern, im Handelswert von Patenten und Lizenzen. Sponsor und Klient, Finanzier und Nutznießer, das ist die Doppelrolle, in

der das Publikum der Wissenschaft begegnet.

Das ist viel und wenig zugleich. Denn die erheblichen, bisweilen maßlos über-

Verfasser eines seinerzeit viel gelesenen Buchs über Big science und Little science, äußerte schon vor Jahren den Verdacht, dass wir der Wissenschaft nur des-

jedoch wie überall in die Irre. Was den deutschen Hochschulen vor allem fehlt, scheint mir nicht Geld zu sein, sondern Freiheit; genauer: die Freiheit, das ihr

nige geschworene Feinde, dafür aber umso mehr falsche Freunde hat.

Die wichtigsten von ihnen hat Adolf von Harnack, der große Theologe und Wissenschaftsorganisator, in einem Brief an den damaligen preußischen Kultusminister Trott zu Solz kurz aufgezählt. Die Wissenschaft, schrieb er, lebe von und mit ihrer Unabhängigkeit. Um die zu wahren, gelte es den besten Weg zu finden zwischen der Tyrannei der Masse und der Tyrannei der Clique und des Geldsacks auf der anderen Seite. Harnack wusste, dass die Universität zu schwach war, ihre Freiheit aus eigener Kraft zu verteidigen, und dass es deshalb darauf ankam, die sie bedrohenden Kräfte gegeneinander auszuspielen. Er wollte einen Zustand herstellen, in dem sich Masse und Bürokratie, Clique und Geldsack, um die vier Harnackschen Instanzen hier noch einmal zu erwähnen, gegenseitig in Schach hielten und dergestalt in ihrer abträglichen Wirkung so weit wie möglich aufhoben.



Mit Stücken aus der Suite in h-Moll von Johann Sebastian Bach begleitete Sinfonietta, das Orchester der Münchner Universitäten, unter Leitung von Hartmut Zöbeley den Dies academicus 2003 - und wartete außerdem mit einer Welturaufführung auf: einem selbst komponierten Flamenco mit Kastagnetten und Cajon.

Foto: Faces by Frank

zogenen Erwartungen, die ein durchschnittlich aufgeklärter Zeitgenosse in die Wissenschaft setzt, pflegen ins Gegenteil umzuschlagen, wenn die Erfüllung auf sich warten lässt oder bescheidener ausfällt als erhofft. Um hier in München von der Kernfusion zu schweigen, soll mir als Beispiel für dies Missverhältnis die Heidelberger Krebsforschung dienen. Der hohe Aufwand, der für Forschung dieser Art getrieben wird, setzt sie einem Rechtfertigungsdruck aus, dem sie nur mit viel Glück gewachsen ist. Ein bekannter Wissenschaftshistoriker,

halb so viel Geld und Unterstützung zukommen lassen, weil wir mit wachsender Unruhe beobachten, dass sich die Wachstumskurve ständig abflacht. Die Ertragsraten fallen, der Grenznutzen nimmt ab, und die Regierungen in aller Welt investieren wohl nur deshalb so eifrig, weil sie verlernt haben, den wissenschaftlichen Ertrag einer Sache anders einzuschätzen als am Aufwand, den man dafür treibt.

Es mag ja richtig sein, dass das Gute teuer ist; der Umkehrschluss, wonach das Teure auch gut sei, führt hier

zustehende Geld so zu verwenden, wie sie es für richtig hält. Das ist der Grund, warum weitsichtige Leute, die sich aus eigenem Vermögen ein Urteil bilden konnten über die Bedingungen, unter denen eine Hochschule und ihr Produkt, die Wissenschaft, gedeiht, in der Unabhängigkeit, der Autonomie, die erste Voraussetzung für einen erfolgreichen Universitätsbetrieb gesehen haben. Sie wollten den Staat auf Abstand halten; allerdings nicht nur ihn, denn sie wussten, dass ein so empfindliches Gebilde wie die Wissenschaft zwar nur we-

Ich will die vier falschen Freunde kurz durchgehen. Über die Bürokratie und ihren Schutzheiligen, den Staat, brauche ich nicht viele Worte zu machen. Wir leben ja in Deutschland, wo es die Staatsgewalt schon immer liebte, kräftig aufzutumpfen; leider auch da, wo sie nichts zu suchen hat. Statt hier in eigener Person Belege für den nur selten wohl-tätigen, meistens überflüssigen und manchmal sogar schädlichen Einfluss des Staates beizubringen, begnüge ich mich damit, die Feststellung des Präsidenten zu zitieren, wonach es in

aller Welt keine einzige Hochschule von Rang gibt, die wie eine Behörde arbeitet, die staatlich finanziert ist, die ihren Unterricht kostenlos anbietet, die zur Aufnahme sämtlicher Bewerber verpflichtet ist und die ihr Lehrpersonal auf Lebenszeit beschäftigen muss. Wenn das so ist, genügt es, meinerseits zu fragen, warum man in Deutschland an Grundsätzen festhält, deren Unbrauchbarkeit als ausgemachte Sache gelten darf. Warum gehen wir nicht endlich davon ab, die Universität als nachgeordnete Behörde, als Kostgängerin des Staates, als billigen Jakob, als verlängerte Schulbank und als Dauerarbeitsplatz für Leute zu betrachten, die man gern wieder loswird? Warum geben wir ihr nicht die Freiheit, die sie braucht, um zu leisten, was sie will und soll und ja auch kann - vorausgesetzt, man lässt sie?

Keiner hat vor den Gefahren des omnipräsenten und omnipotenten Staates eindringlicher gewarnt als Wilhelm von Humboldt. Auch er fügte allerdings hinzu, dass der akademischen Freiheit nicht nur von oben her Gefahren drohen, sondern auch aus ihrer Mitte, von den Anstalten selbst: dann nämlich, wenn diese begännen, einen gewissen Geist anzunehmen und das Aufkommen eines anderen, wie er sich ausdrückt, zu ersticken. Ein gewisser Geist oder besser: ein gewisser Ungeist, das bezeichnet das Wesen der Clique, der geschlossenen Zirkel, die es an hohen und höchsten Schulen ja genauso gibt wie in jedem Kindergarten. Sie wirken auch genauso. Indem sich die Clique gegen Andersgläubige verschließt und nur das ei-

gene Bekenntnis gelten lässt, macht sie die Luft steril. Nur dass die Sterilisierung in der Wissenschaft, die von der Revision und der Revolution, vom Aufbegehren und von der Neugier auf das Unbekannte lebt, ungleich schlim-



Foto: Uli Benz

mere Folgen hat als anderswo. Gewiss sprach aus Schopenhauer persönliche Verbitterung, als er die Gelehrtenrepublik seiner Tage eine Gesellschaft von rücksichtsvollen Lumpen nannte. Eine Gemeinschaft von Heiligen ist sie aber auch heute nicht, weshalb die peer review auch nicht die unanfechtbaren Urteile liefert, die von ihr erwartet werden. Da urteilen Experten über Experten, und das heißt im Klartext: Interessenten über Interessenten. Denn der Experte ist ein Interessent, der seine Herkunft vergessen hat.

An dritter Stelle, nach dem Staat und nach der Clique, stand bei Harnack der Geldsack, das große Kapital - nicht etwa als Freund und Förderer, sondern als latente Gefahr für die akademische Freiheit. Auch hier ist Harnack nüchterner und realistischer als manche Wissenschaftspanegyriker von heute. Den grassierenden Dritt-

mittelenthusiasmus hätte er mit einem lachenden und einem weinenden Auge betrachtet. Neben der Freude über die zusätzlichen Möglichkeiten, die sich der ambitionierten Forschung erschließen, hätte seine Sorge um die Unabhängigkeit gestanden und seine bange Frage, was aus den Fächern werden soll, die ihre nach wirtschaftlichen Kriterien bemessene Relevanz nicht ebenso schlüssig dartun können wie die anwendungsnahen Disziplinen, die Sprach-, Kultur- und Geisteswissenschaften also. Werden sie, weil nicht mehr wachstumsrelevant, ihren Status als Universitätsfächer verlieren? Wenn ja, was soll aus einem Kulturstaat werden, der sich, indem er seine Förderpraxis einer brutalen Nachfrageorientierung unterwirft, seiner Erinnerung beraubt? Als Sponsor kann das Kapital den Staat ergänzen; ersetzen kann und soll es ihn nicht. Denn letztlich gelten auch für den Geldsack die viel zitierten Worte, die Humboldt an die Adresse des Staates gerichtet hatte: dass die Sache, die Sache der Wissenschaft, ohne ihn unendlich besser vorangehen würde.

Bleibt die vierte der von Harnack erwähnten Instanzen, die etwas rätselhafte Masse. Über sie und ihr spezifisches Gewicht braucht man im Zeitalter der Massenuniversität und ihrer bekanntesten Erscheinungsformen, der Großforschung und der Massenvorlesung, nicht lange zu reden. Viel wichtiger scheint es mir, noch einmal daran zu erinnern, dass alle vier Mächte neben allerlei bedenklichen und bedrohlichen auch ihre nützlichen Seiten haben. Gefährlich werden sie erst durch die Rücksichtslosigkeit, mit der sie sich vordrängen, die Konkurrenten abhängen und die Wissenschaft in Dienst, in ihren Dienst zu nehmen suchen. Um keinen Schaden anzurichten, müssen sie gegeneinander ausgespielt werden, und dabei kommt einer interessierten und wachsamem Öffentlichkeit eine herausragende Rolle zu. Wenn überhaupt jemand, kann nur sie dem Etatismus, der Cliquenwirtschaft und der Kommerzialisierung Grenzen ziehen und so den gesellschaftlichen Auftrag der Universität verteidigen. Die Macht, hat Hannah Arendt einmal gesagt, beginnt genau da gefährlich zu werden, wo die Öffentlichkeit aufhört. In dieser Funktion, als Kontrolleur und als Richter, ist die öffentliche Meinung unersetzlich. Ohne sie wird der Universität nichts von dem zufließen, was sie braucht, um ihre Aufgabe zu erfüllen, kein Geld, kein Personal und vor allem: keine Sympathie.

Wo die Öffentlichkeit als Tariergewicht ausfällt, da können die drei anderen Kräfte umso hemmungsloser auftrumpfen. Das ist geschehen, in einem Stil und einem Tempo, das auf die Eigengesetzlichkeiten von Forschung und Lehre nicht

viel Rücksicht nahm. Unter dem Vorwand, Wissenschaftspolitik zu treiben, wurde die Universität fremden Zwecken unterworfen: der Staat betrieb Sozialpolitik, die Wirtschaft Standortpolitik, die Lobby Gefälligkeitspolitik. Im Netz dieser drei übermächtigen Interessenten ist Humboldt hängen geblieben und schließlich erstickt. Alle drei wollen ja nicht wahrhaben, dass man der Wissenschaft am besten dient, wenn man in Rechnung stellt, dass in ihr Selbstzweck und Gemeinzweck, Eigennutz und Fremdnützigkeit idealerweise zusammenfallen und man deswegen gut daran tut, von der Wissenschaft nichts zu fordern, was sich, um hier noch einmal Humboldt zu zitieren, unmittelbar und gerade auf einen selbst bezieht. Vielmehr sollten alle aus der Überzeugung handeln, »dass, wenn die Universität ihren Endzweck erreicht, auch sie ihre Zwecke, und zwar von einem viel höheren Gesichtspunkt aus, erfüllen«.

Was wäre dieser Zweck oder, wie Humboldt sagt, der Endzweck der Universität? Er selbst lässt daran keinen Zweifel, wenn er in den verschiedenen Schriften, mit denen er die Gründung der Berliner Universität vorantrieb, immer wieder auf die geistigen und sittlichen Kräfte zu sprechen kommt, die zu entwickeln und zu stärken sind, und als Inbegriff dessen, was eine Hochschule zu leisten hat, die Ausbildung der moralischen Kultur erwähnt. Die »objektive Wissenschaft« ist ihm ein Mittel zur Befestigung der »subjektiven Bildung«, beide Begriffe stammen von Humboldt, und beide stehen zueinander in ei-

nem Verhältnis der Über- und der Unterordnung. Der Endzweck wäre also ein erzieherischer - und der kommt, wie mir scheint, in dem modernen Wissenschaftsbetrieb, wie er sich an den

der Lehre. Die reine Forschung wollte Humboldt der Akademie vorbehalten, die in Berlin ja schon 100 Jahre früher von Friedrich I. gegründet und von Leibniz als ihrem ersten Präsi-

den- te, warum es ihn zum Studium an eine amerikanische und nicht an eine deutsche Universität zog, gab er mir ohne zu zögern die Antwort: Weil die mich spüren lassen, dass sie mich wollen;



Abschluss der Festveranstaltung mit »Zarah«: Unter Leitung von Dr. Eckehard Fozzy Moritz und Toni Schneider hatte die Akrobatik-Gruppe »Flair« eine schwungvolle Präsentation aus tänzerischen und akrobatischen Elementen einstudiert.
Foto: Faces by Frank.

Hochschulen als dessen wichtigsten Trägern herausgebildet hat, zu kurz.

Man darf nicht vergessen, dass Humboldt seine berühmte Denkschrift im Namen der Sektion für Unterricht vorlegte und er die Universität dort hartnäckig als »Höhere Lehranstalt« bezeichnet. Natürlich folgt dann der bekannte Dual, die Einheit von Forschung und Lehre, ohne die keine Erwähnung Humboldts auskommt, ich natürlich auch nicht. Doch auch die Forschung wird von ihm verstanden als Prinzip

ten zu europäischem Ruhm geführt worden war. Das Verhältnis, das Humboldt vorschwebte, dürfte in etwa dem entsprechen, das heute zwischen den Hochschulen und den Instituten der Max-Planck-Gesellschaft besteht. Auch da gibt es ja eine Arbeitsteilung, die die Lehre als proprium oder als Kerngeschäft, wie es inzwischen heißt, den Universitäten zuweist.

Ob sie den Auftrag ernst genug nehmen? Ich habe da meine Zweifel. Als ich neulich einen jungen Mann frag-

die deutschen Unis tun das nicht. Der größte Vorzug der angelsächsischen Universitätswelt scheint mir denn auch nicht in ihren beachtlichen Forschungskapazitäten zu liegen, sondern in der Zuwendung und der Zuneigung, gelegentlich natürlich auch der Strenge, die sie ihren jüngeren Mitgliedern zuteil werden lassen. Das beginnt mit dem Zeitaufwand, den sie treiben, um sich die passenden Studenten auszusuchen, und ist mit der Abschlussprüfung längst noch nicht zu Ende. Denn sie verfolgen ihre Ehemali-

gen auf ihrem Gang durchs Leben, und die danken es ihrer Hochschule, indem sie ihr als Alumni lebenslang verbunden bleiben.

Englische und amerikanische Universitäten machen vom Grundsatz der Studienfreiheit nicht jenen eigenwilligen und exzessiven Gebrauch, der sich in Deutschland eingeschlichen hat. Sie lassen ihre Studenten nicht in Ruhe, und das ist gut für beide Seiten. Alle paar Wochen verlangen sie einen Nachweis darüber, ob und wie die Arbeit vorangekommen ist. Ihre Tutoren und Mentoren nehmen sich die Zeit, mit den Studenten in allen Einzelheiten durchzusprechen, was fehlt, was misslungen ist, wie man die Sache besser machen kann. In Deutschland dagegen tut man gern so, als könnten die Studenten schon, was sie doch erst noch lernen sollen. Und leider lernen sie auch dabei etwas, nur eben das Falsche; sie lernen, dass Zeit und Geld im Leben keine Rolle spielen. Überlange Studienzeiten und der verbreitete Widerstand gegen Studiengebühren sind die logischen, aber auch hässlichen Folgen dieser doppelten Lektion.

Wenn es in Deutschland einen Rückstand aufzuholen gibt, dann hier. Woran der hiesige Universitätsbetrieb leidet, ist der doch sicher nicht ganz zufällige Eindruck, dass er sich in beiderlei Gestalt, in der Forschung genau so wie in der Lehre, zu oft mit Konventionen begnügt und in Routinearbeiten erschöpft. Als Außenstehender glaubt man viel zu oft eine sinnlose Betriebsamkeit wahrzunehmen und viel zu selten etwas von

dem, was Karl Jaspers, bewusst provokativ, als den eigentlichen Sinn von Bildung und Erziehung beschrieben hat: vom Zuspitzen der Entscheidung, vom Zerschneiden der Form, vom Infragestellen der Objektivität, von der Ausnahme, dem Zufall, ja der Willkür. So etwas mag, zumal an einer Technischen Universität, befremdlich klingen; aber bezeichnet es nicht genau das, was an den deutschen Hochschulen zu kurz kommt? Und was sie nötig hätten, um in den Augen der Öffentlichkeit etwas von ihrer alten, geachteten Stellung zurück zu gewinnen?

Bildung ist keine Ware. Sie besteht nicht aus Lego-Bausteinen, die man endlos aufeinander setzen kann, um am Ende ein Gebäude von gewaltigem Umfang und imponierender Höhe zu errichten. Der gängige Begriff des Humankapitals trifft die Sache schon besser, lässt er doch nicht nur an die Erträge denken, sondern auch daran, dass es ohne Grundkapital keine Zinsen gibt. Die Universität verhält sich kurzsichtig, wenn sie glaubt, durch Fort- und Weiterbildung, durch Renaissance-Studiengänge, durch lebenslanges Lernen und was die Seniorenrepublik

Deutschland sonst noch im Angebot hat, das nachholen zu können, was sie im Umgang mit der jungen Generation versäumt. Humboldt, um ihn hier noch ein letztes Mal zu zitieren, hatte doch recht, wenn er daran erinnerte, dass es dem Staat und der Gesellschaft insgesamt nicht um Wissen und Reden, sondern um Charakter und Handeln zu tun sei. Charakter und Handeln, das sind Eigenschaften, die sich früh herausbilden - früh oder nie. Die Universität kommt dazu spät genug. Deswegen sollte sie voranmachen und ihren Teil zur Bildung, zur Bildung durch Wissenschaft, so früh wie möglich abliefern. Die Partitur liegt aufgeschlagen auf dem Pult; sie muss nur spielen und dabei kräftig modulieren, variieren und extemporieren, dann hören ihr die Leute zu. Und vor allem: Dann sind sie auch bereit zu zahlen.

Thomas Goppel am Dies academicus



Ein »Paradebeispiel der Hochschulentwicklung in Bayern« nannte Dr. Thomas Goppel die TU München in seiner Ansprache. Der neue Wissenschaftsminister begrüßte, »dass wir in Ihnen, Herr Präsident, einen Vertreter haben auch an der Spitze der Universitätsgemeinschaft Bayern, der darauf drängt, dass wir nicht mit dem Gestrigen übermorgen schlechte Konkurrenten werden, sondern dass wir das Morgige denken, bevor die anderen aus dem Gestrigen sich verabschieden.«

Foto: Albert Scharger